Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katherinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 192. **Montag** den 18. April 1898. **92. Jahrgang.**

Zur Geschichte des Leipziger Postwesens von 1712 bis 1815.

Nachdem in den letzten Abendvorträgen des „Vereins für die Geschichte Leipzigs" Herr Dr. Richard Markgraf den Entwickelungsgang des Leipziger Postwesens in den Jahren von 1590 bis 1712 behandelt hatte, ließ er kürzlich an gleicher Stelle den Schlußvortrag folgen, welcher die Zeit von 1712 bis 1815 umfaßte, also von der Verstaatlichung des Leipziger Postwesens bis zum Wiener Congreß, durch den für Sachsen eine Territorialveränderung und damit zugleich Veränderungen im Postwesen herbeigeführt wurden. Es waren kurz nach dem Abschlusse der Recesse von 1699 und 1700 zwischen der sächsischen und preußischen Regierung abermals Differenzen entstanden, die von Jahr zu Jahr wuchsen, da jede neue Abweichung vom Vertrage von gegnerischer Seite Repressalien hervorrief. So hatte, um einige Beispiele anzuführen, Sachsen im Recesse von 1699 für die sächsisch-holländische Correspondenz Anspruch auf die Hälfte des Portos, was Preußen auch zugestand, dafür aber, um diese Correspondenz an sich zu ziehen, nur die aus Sachsen abgehenden Briefe verstehen wollte, dagegen für die aus Holland ankommenden Sendungen, deren Zuführung an die preußische Post natürlich nicht in sächsischen Händen lag, nur den geringen Portobetrag vom Grenzorte Großkugel bei Halle bis Leipzig gelten lassen wollte. In Folge dessen verband sich das Oberpostamt Leipzig wegen anderweiter Leitung der Correspondenz nach und von Holland mit dem Taxis'schen Postamt in Braunschweig, welches zur Anlegung einer Reitpost zwischen Leipzig und Blankenburg auch gern die Hand bot. Dies erklärte aber Preußen wieder als einen Vorstoß gegen den Receß von 1699 und hob, als Repressalie die nach jenem Recesse von ihm zu haltende Reitpost zwischen Harzgerode und Aschersleben auf. Ein anderer Streitpunct entstand auf der preußischen Station Liberose in der Niederlausitz, wo der brandenburgische Generalpostmeister von Schmettau einen Postwärter angestellt und förmliche Bestallung, mit dem Datum 20. Januar 1699, ertheilt hatte, in dem das Generalpostamt in Berlin, wegen Verbindung mit dem damals schon zu Preußen gehörigen Kreise Cottbus, auf die Station Lieberose großen Werth legte. Sachsen erhob dagegen, als seine Interessen schädigend, Einspruch, und wollte sogar, um Preußen den Grund zur Unterhaltung einer Station in Lieberose zu entziehen, und die Erträgnisse der Leipzig-Lübbener Post zu steigern, letztere bis Frankfurt an der Oder ausdehnen. Preußen that energische Schritte zur Verhütung dieser Neuerung und verbot sogar dem Frankfurter Bürger, bei dem die sächsische Post sich einlogirt hatte, ihr, bei 1000 Thaler Strafe, länger Aufenthalt zu gewähren.

Erst nach vielen Verhandlungen gelang es im Jahre 1718, die Zwistigkeiten durch einen Vertrag zu schlichten, welcher für die sächsische Regierung als Triumph gelten konnte, aber, verschuldet durch das Leipziger Oberpostamt, nicht auf lange Zeit. Jetzt war es wieder die zur postgeschichtlichen Berühmtheit gelangte sogenannte „Gelbe Kutsche", die zwischen Leipzig und Braunschweig cursirte. Ihre Entstehung datirte bis zum Jahre 1716 zurück, also bis zur Zeit, wo der preußisch-sächsische Vertrag noch nicht bestand. Die „Gelbe Kutsche" hatte Anfangs mehr die Eigenschaft eines Frachtfuhrwerks mit Personenbeförderung, Briefbeförderung, worauf man früher überhaupt wenig Werth legte, hatte sie nicht. Später aber ging die Leipziger Postverwaltung hiervon ab und führte der „Gelben Kutsche" einen großen Theil der Briefe und sonstigen Sendungen nach dem Norden und Westen Deutschlands zu. Hierdurch litten die nach Preußen über Halle bestehenden Verbindungen, die schon in der Leipzig-Braunschweiger Reitpost eine bedeutende Concurrentin hatten, namhafte Einbuße. War doch Sachsen im Vertrage von 1718 bezüglich der Leitung der holländischen und Hamburger Sendungen Preußen gegenüber ganz bestimmte Verpflichtungen eingegangen. Zwar hatte das Oberpostamt zu Leipzig nicht versprochen an Preußen alle Briefe und Sonstiges nach Holland und Hamburg auszuliefern, doch aber zugesagt, daß es die Aufnahme des preußisch-holländischen und des Hamburger Curses befördern und sogar den Absendern völlige Freiheit bei der Bestimmung des Speditionsweges zugestehen wolle. In letzterer Hinsicht scheint aber das Leipziger Oberpostamt, nach glaubwürdigen Angaben der preußischen Postverwaltung, wenn auch nicht direct, so doch indirect, Einfluß zu Gunsten der sächsisch-brandenburgischen Verbindungen ausgeübt zu haben. Preußen mußte aber durch das Verfahren des Leipziger Oberpostamts umsomehr gereizt werden, als die „Gelbe Kutsche" auf ihrem Curs auch preußisches Gebiet berührte. Auf deren Tour wurden, außer den Abgangs- und Endpuncten, Leipzig und Braunschweig, die Städte Merseburg, Eisleben, Sangerhausen, Roßla, Stolberg und Blankenburg berührt. Zwar konnte dies im Nothfall vermieden werden, wenn man, statt über Eisleben, über Querfurt fuhr, doch wäre hier ein kostspieliger Straßenbau erforderlich gewesen. Die Streitfrage wegen der „Gelben Kutsche" kam zur Erörterung. Da Sachsen jedoch auch seinerseits verschiedene Beschwernisse gegen die preußische Postverwaltung formulirte und Einigung nicht zu erzielen war, verlief die Sache im Sande. Die „Gelbe Kutsche" blieb fortbestehen, sehr zum Aerger der Gegner, obgleich das Leipziger Oberpostamt wegen der langsamen Beförderung dieser Post, die Mitsendung von Briefen nach Orten über Braunschweig hinaus später eingestellt hatte.

Zu Anfang des Jahres 1759 fand zwischen preußischen und sächsischen Commissaren zur Beilegung dieser postalischen Streitigkeiten eine abermalige Conferenz, und zwar in Halle, statt, wobei Preußen nicht weniger als siebzehn und Sachsen zehn Beschwerdepuncte aufgestellt hatte. Die Hauptdebatte bewegte sich wieder um die Existenzfrage der „Gelben Kutsche" sowie um das Extrapostwesen, welches Preußen in eigenthümlicher Weise beeinflußte. So verlangte es, daß die von Leipzig ausgehenden Extraposten nach Braunschweig ihren Weg über Großkugel und Halle nehmen sollten, selbst wenn die Reisenden eine andere Tour wünschten. Als Sachsen demnach die Freiheit der Extrapostreisenden bei der Wahl ihrer Reisetour wahren wollte, belegte man preußischer Seits die braunschweiger Extraposten, wenn sie das preußische Gebiet von Leipzig aus in einer anderen Richtung als auf Halle berührten, mit der enormen Abgabe von zehn Thalern für das Pferd, was selbst ein preußischer General von Harthausen, der mit drei Pferden über Eisleben reiste und diese Verordnung gar nicht kannte, durch abgedrungene Zahlung von dreißig Thalern erfahren mußte. Die gedachte Conferenz zur Beilegung dieser Uebelstände, welche nicht weniger als vier Monate, vom Februar bis Juni, in Anspruch nahm, verlief resultatlos. Wenige Wochen später, im August 1756, brach der Krieg zwischen Sachsen und Preußen aus, und nun ruhten alle Verhandlungen zwischen beiden Postverwaltungen gänzlich. Preußischer Seits wollte man bei den Halleschen Conferenzen eine wenig sympathische Stimmung des einen sächsischen Commissars, des Oberpostamtsdirectors Welck aus Leipzig, gegen die preußische Postverwaltung wahrgenommen haben. Nach der feindlichen Besetzung Leipzigs durch preußische Truppen begab sich daher ein höherer Beamter des preußischen Generalpostamts nach Leipzig, suspendirte den Oberpostamtsdirector Welck vom Dienst und durchforschte gründlich das Postarchiv. Hierdurch erlangte man natürlich einen genauen Einblick in die Verhältnisse der sächsischen Postverwaltung zum Auslande und zugleich eine festere Position bei künftigen Unterhandlungen. Erst vier Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, Anfang 1767, geschahen Schritte, durch welche auch die langen Poststreitigkeiten beizulegen versucht wurden. Die Anregung hierzu gab Preußen, das den Generalpostregisseur Guiard und den Kriegsrath und Magdeburger Postdirector Pape nach Dresden abordnete. Gleichzeitig mit der bezüglichen Mittheilung des preußischen Ministeriums an das geheime sächsische Concilium langten die Commissare aus Berlin und Dresden an, wo man auf die Ankunft derselben gar nicht vorbereitet war. Noch spät am Abend des betreffenden Tages (11. Februar) ernannte der Prinz Xaver, Vormund des damals noch minorennen Kurfürsten Friedrich August III. die sächsischen Commissare Geheimer Berg- und Kammerrath Wagner und Oberpostamtsdirector Welck aus Leipzig. Obgleich die Commissare bei den ersten Begrüßungen sich gegenseitig förmlich mit Höflichkeiten überschütteten, entbrannte unter ihnen schon nach acht Tagen der helle Zwist. Die preußischen Bevollmächtigten, welche in dem zur Conferenz mitberufenen Oberpostamtsdirector Welck aus Leipzig einen einflußreichen Widersacher zu haben glaubten, setzten die Ausschließung Welck's von den Verhandlungen beim sächsischen Cabinet durch. Nicht zufrieden mit diesem Zugeständniß verlangte der Generalpostregisseur Guiard, daß die Verhandlungen in französischer Sprache geführt werden sollten. Auch diesem Ansinnen wurde insoweit entsprochen, daß man den sächsischen Legationsrath Recker als Dolmetscher für Guiard der Conferenz beigab. Aber das genügte immer noch nicht. Eines Tages brachte der preußische Bevollmächtigte Pape zur Sprache, daß seine und Guiard's Vollmachten vom König unterschrieben seien, während das Commissionale der sächsischen Conferenzmitglieder nur vom Geheimen Kammercollegium ausgefertigt wäre. Hierauf wurde zu Pape's Beruhigung, elf Tage nach Beginn der Verhandlungen, eine anderweite Vollmacht mit der Signatur des Cur-Administrators, Prinzen Xaver, ausgefertigt.

Die Verhandlungen selbst kamen unter solchen Verhältnissen wenig vorwärts. Preußen erneute seine alten Beschwerden wegen der Braunschweiger „Gelben Kutsche", die sich inzwischen in eine stattliche Fahrpost verwandelt hatte, mit Heftigkeit und verlangte überdies, daß die bereits 1710 verabredete und sächsischer Seits im Receß von 1718 wieder zugesagte Einrichtung der Halle-Jenaischen Post nun endlich ins Werk gesetzt würde. Das Oberpostamt Leipzig umging die betreffende Vertragsbestimmung absichtlich, weil es befürchtete, daß die Halle-Jenaische Post, als Theilstrecke eines Parallelcurses nach Nürnberg, wieder zur Ableitung der Correspondenz zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands benutzt werden könnte. Jene Forderung war, ebenso wie die ersterwähnte Beschwerde, völlig begründet. Aber auch Sachsen hatte gerechte Klagen gegen die preußische Postverwaltung. Die rücksichtlich der Extraposten nach Braunschweig eingeführte Zwangstour über Halle, deren bereits gedacht wurde, bestand noch immer. Briefe und andere Postsendungen wurden auf preußischen Posten von den geraden, ordentlichen und verbesserten Cursen, um etliche Groschen mehr zu verdienen, abgeleitet oder verschleift. In der betreffenden Denkschrift des Oberpostamtes, die auch der daraus ersichtlichen Postlagen des vorigen Jahrhunderts wegen merkwürdig ist, heißt es: „Solchergestalt wird ein Brief von Hamburg nach Budissin (Bautzen), der sonst mit den fahrenden Posten von Hamburg über Leipzig dahin nur fünf Groschen kostet und sehr geschwind dahin kommen kann, über Berlin, Cottbus und Spremberg expedirt, läuft also um acht Tage länger, als wenn er über Leipzig ginge, und muß mit 7, 8 und 8½ Groschen bezahlt werden. Von einem am 31. Januar 1766 von Hamburg abgegangenen und am 13. Februar nachher über Cottbus und Spremberg, also acht Tage später als über Leipzig, zu Budissin angekommenen Packete mit 450 Stück Louisd'or hat das Porto zusammen 320 Groschen betragen, mithin 96 Groschen mehr, als wenn es über Leipzig

Feuilleton.

Auf der Suche nach einem Schwiegersohn.

Novellette von Daniel Riche. Deutsch von Gust. Leon Welden.

Nachdruck verboten.

I.

„Und warum solltest Du Dich nicht auch verheirathen?"

„Ich habe keine Mitgift!"

„Keine Mitgift!..." fuhr Madame Lannier entrüstet auf, „Du wagst es, Deiner Mutter eine solche Antwort zu geben!..."

Und indem sie energisch einen Schürhaken schwang, den sie ergriffen hatte, um das Feuer anzufachen, fuhr sie fort:

„Und Deine prächtigen Augen ... und Deine tadellose Figur, ist das etwa keine Mitgift?... Und der indische Shawl, den Du von Deiner Großmutter geerbt hast? und die drei silbernen Bestecke von Deinem Onkel Eugen?... Und die zehn Meter Seidenstoff, die im Schrank liegen?... ist das etwa keine Mitgift?... Was möchtest Du denn eigentlich haben?... Hunderttausend Francs Renten!..."

Das junge Mädchen, das mit einem etwas bitteren Lächeln die Aufzählung all' seiner Reichthümer angehört hatte, seufzte:

„Hunderttausend Francs Renten!... Da würden sich die Bewerber nicht lange bitten lassen!..."

Dieses Mal richtete sich Madame Lannier ganz steif in die Höhe, so sehr empörte sie dieser Gedanke, und rief mit vor Entrüstung bebender Stimme:

„Alle Mädchen in meiner Familie haben einen Mann gefunden, und auch Du wirst unter die Haube kommen! ... Du wirst Dich verheirathen, Valentine, ich verspreche es Dir, und sollte ich Dir einen Gatten aus Amerika holen müssen! ... Wir werden das übrigens bald sehen, denn ich habe einen Plan! ... In einigen Monaten von heute ab", schloß Frau Lannier mit Ueberzeugung, „wirst Du „Madame" sein!"

Ohne sich zu beunruhigen — sie hatte ihre Mutter schon oft derartige Verpflichtungen übernehmen hören — erklärte Valentine lachend:

„Abgemacht! ... Aber es ist durchaus nicht nöthig, daß ich deswegen meine Clavierstunde versäume."

Und lebhaft vor den Spiegel tretend, setzte sie sich anmuthig ein kleines Capothütchen auf ihr reiches welliges Haar, nahm ihre Musikmappe, sagte mit einem flüchtigen Kusse Adieu und verließ das Zimmer, im Gehen ihre Handschuhe zuknöpfend.

Allein, ließ sich Madame Lannier aufgeregt in den altmodischen Lehnstuhl sinken, der nahe am Kamin stand.

Ihre Augen folgten unwillkürlich dem Gange ihrer Gedanken; mit raschen Blicken musterte sie das spärliche Mobiliar ihres Speisezimmers, das mit seinem schmalen Buffet, seinem kleinen runden Tisch, seinen sechs Rohrstühlen und seiner Schwarzwälder Uhr an der Wand nur eine mittelmäßige Meinung von Wohlstand hervorrief, und sie murmelte wehmüthig:

„Es ist sehr bescheiden ... für einen Bewerber, gewiß, sehr bescheiden! ..."

Aber alsbald faßte sie sich wieder:

„Bah! Er wird nur sie sehen, sie, so hübsch und so lieb!"

Und sie begann sich ihrerseits fertig zu machen, um auf die Eroberung eines Schwiegersohnes auszugehen!

II.

Wie sie es zu Valentine gesagt hatte, versprach sich Madame Lannier sehr viel von einer Idee, die sie bereits seit zwei Tagen in Anwendung brachte.

Sie lief nicht mehr wie früher die Heirathsagenturen ab, wo nur Gatten für „sehr reiche Damen jeden Standes" zu haben waren; sie suchte nicht mehr ihre wenigen Bekannten auf, die ihr immer von allen möglichen Partien gesprochen hatten, ohne sie jemals vorzustellen.

Ihr Mittel war viel einfacher:

In die Häuser von anständigem Aussehen, die mit der Aufschrift: „Junggesellen-Wohnung zu vermiethen" geschmückt waren, trat sie ein, und unter dem Vorwande, ein solches Appartement für ihren Neffen aus der Provinz zu suchen, fragte sie die Hausmeisterin geschickt über den gegenwärtigen Miether aus, unterwarf das Logis einer gründlichen Besichtigung, indem sie sich bemühte, die Seele des Individuums nach seiner Lebensweise zu erfahren.

Wieder auf der Straße, notirte sie dann sorgfältig die gewonnenen Eindrücke, in der Absicht, es, wenn sie eine Anzahl von Gatten vereinigt haben würde, so einzurichten, um dieselben der Reihe nach ihre Tochter kennen lernen zu lassen, in die sie sich verlieben würden, was sie nicht bezweifelte.

Aber die Anfänge ihres Feldzuges hatten sie nicht sehr befriedigt. Ohne sich mit Denen aufzuhalten, die, bis über die Ohren in Schulden steckend, niemals ihre Miethe bezahlt hatten, waren bei dem Einen die Möbel voll Staub, während die offenstehenden Schubladen ein Gewühl der unzusammenhängendsten Dinge sehen ließen, und obgleich er dem Cabinet eines Ministers zugetheilt war, hatte sie notirt: „Schlechtes Geschäft, keine Ordnung!" Ein Anderer umgab seinen Spiegel mit Tickets von den Wettrennen, und auf seinem Tische hatte ihr scharfes Auge Zahlmarken aus den Spielclubs entdeckt; daraufhin war sie entflohen, indem sie einschrieb: „Persona grata bei seiner Hausmeisterin, aber Spieler!"

Dennoch, weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, überzeugt wie sie war, durch dieses Mittel den Schlupfwinkel eines idealen Junggesellen zu entdecken, der fähig war, ihre Tochter glücklich zu machen, hatte sie beschlossen, an diesem Tage das friedliche Viertel um den Luxembourg-Garten zu erforschen, und so schritt sie die stattliche Häuserreihe der Rue d'Assas ab, auf der Suche nach der famosen Aufschrift:

Junggesellen-Wohnung
zu vermiethen.
Auskunft ertheilt der Portier.

Endlich, gerade gegenüber dem Palais Luxembourg, bemerkte sie das beseligende Täfelchen an der Thüre eines aus schönen grauen Steinen erbauten Hauses, das sich majestätisch erhob; mit ängstlich pochendem Herzen trat die Mutter Valentinens in eine luxuriöse Lage und fragte die Hausmeisterin, eine dicke Frau, die mit der Lectüre eines Romans beschäftigt war:

„Sie haben eine Junggesellen-Wohnung zu vermiethen?"

„Jawohl ... im ersten Stock ... auf dem Hof."

„Wie ist der Preis, wenn ich bitten darf?"

„Achthundert Francs; fünfundzwanzig Francs Wasser, fünfzig Francs Teppich."

„Kann man sie sehen?"

Die Hausmeisterin schloß ihr Buch und sagte:

„Ich werde sie Ihnen zeigen."

Aber, indem sie sich mit Anstrengung erhob und den Schlüssel vom Brette nahm, forschte sie:

„Sie ist doch nicht für Sie?"

„Seien Sie unbesorgt", antwortete Madame Lannier lebhaft; „sie ist für meinen Neffen, einen jungen Mann, sehr liebenswürdig .... und reich!"

Und da sie die Hausmeisterin schmunzeln sah, fügte sie, während sie ihr über die Treppe folgte, mit einnehmender Stimme hinzu:

„Der Miether, der sie verläßt, war wohl sehr anständig?"

„Herr Tonglon? ...." rief die korpulente Frau aus, „ach! ich bin untröstlich, daß er ausgeht!"

„Wirklich?"

„Ein sehr gesetzter, ruhiger Herr, sehr ordnungsliebend, nie im Rückstand mit der Miethe! ... Und höflich! .... Wenn ich Ihnen sage, daß er niemals ausging, ohne sich nach meinem Befinden zu erkundigen!"

„Warum zieht er denn aus?"

„Sein Dienst ruft ihn in ein anderes Viertel."

„Ach! ... er ist wohl Beamter ... bei der Post? ...."

„Nein", antwortete die Hausmeisterin, indem sie die Thüre öffnete, „er ist zum Secretair bei der Gemeinde-Verwaltung von Batignolles ernannt worden ... am anderen Ende von Paris."

Auf der Schwelle stehend, rief Frau Lannier aus:

„Eine schöne Stelle!"

„Oh! ja, Madame! .... Fünftausend Francs .... und die Ehren!"

Die Mutter Valentinens fühlte einen kleinen Schauer des Glückes zwischen ihren Schultern. Dieser da zum Beispiel schien wohl alle erforderlichen Eigenschaften zu besitzen, um zu verdienen, ihr Schwiegersohn zu werden! Aber bevor man ein Urtheil abgab, mußte man die Wohnung sehen. Das alte Sprichwort ein wenig verdrehend, dachte Madame Lannier: „Sage mir, wie Du wohnst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist!"

In dem Salon und dem Schlafzimmer, aus denen das kleine Appartement bestand, herrschte eine vollkommene Ordnung und nichts verrieth Unreinlichkeit, Nachlässigkeit oder eine verhängnißvolle Leidenschaft zum Spiel.

Aber plötzlich wurde die Besucherin von einer Angst erfaßt.

Ein so musterhafter Mann war vielleicht schon über die erste Jugend hinaus?

Und indem sie das Lob der Bequemlichkeiten des Logis unterbrach, bemerkte sie, so nachlässig als möglich:

„Er scheint bereits ein gewisses Alter zu haben, der gegenwärtige Miether?"

„Dreißig Jahre kaum."

Die Wittwe hätte die gute dicke Frau am liebsten umarmt, aber sie hielt sich zurück und ging entzückt von dannen, indem sie einfach notirte: „Tonglon, Rue d'Assas 80, der seltene Vogel!"

III.

Ohne ihre Nachforschungen noch weiter auszudehnen, kehrte sie nach Hause zurück.

Dieser bachanständige junge Mann, so allein in Paris, war den größten Gefahren ausgesetzt und konnte jeden Augenblick die Bekanntschaft irgend einer Coketten machen, die ihn unfehlbar ins Unglück stürzen würde.

Es war keine Zeit zu verlieren!

Und auf einem eleganten, grauen, mit einem schmalen schwarzen Rand eingefaßten Papier, von sehr distinguirter Wirkung, schrieb Madame Lannier:

Mein Herr!

„Eine Unbekannte, die Sie achtet, und die sich für Sie interessirt, wie Sie es verdienen, würde sich glücklich schätzen, Etwas zu Ihrem Glücke beitragen zu können.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, er muß sein Leben mit dem einer Frau vereinigen, die durch ihre Anmuth und ihr Lächeln die Einförmigkeit des Daseins zu erheitern versteht.

Sie dürften sicherlich leiden unter Ihrer Vereinsamung, und da Sie ein sehr ernsthafter und anständiger junger Mann sind, so trachten Sie ohne Zweifel nach dem Glücke der Ehe.

Kommen Sie Sonntag, um 2 Uhr Nachmittags, in den Luxembourg-Garten. Auf der Bank vor der Statue der Königin Bertha werden Sie an der Seite ihrer Mutter, einer Person von Erziehung, ein reizendes junges Mädchen erblicken — braun, große Augen, hübsche Nase, kleinen Mund — und sie wird Ihnen gefallen, ich bin dessen sicher.

Eine unbekannte Freundin,
die Sie gerne glücklich sehen würde."

Die drei Tage, welche Madame Lannier vom Sonntag trennten, wurden ihr lang wie Jahrhunderte, und niemals war ein Geheimniß — denn sie hatte ihrer Tochter nichts gesagt, aus Furcht, sie zu kränken — mühsamer zu bewahren; bei Tage hatte sie Fieber und in der Nacht Alpdrücken.

Endlich, dennoch, rückte er heran, dieser famose Sonntag Nachmittag, und nachdem sie die Toilette Valentinens mit einer ungewohnten Aufmerksamkeit überwacht hatte, führte sie ihre Tochter an den Ort des Rendezvous.

Er war entzückend, an diesem hübschen Octobertage, der schöne Garten! Auf der Terrasse sitzend, am Fuße des Sockels der Königin Bertha, betrachtete Valentine, ohne das Bedürfniß zu empfinden, zu plaudern, etwas wehmüthig gestimmt durch die blasse Sonne, deren Strahlen sich in einem wohlthuenden Lichtregen zersplitterten, nach einander den winzigen See mit seinem plätschernden Springbrunnen, die weiße, steinerne Reihe der Gemahlinnen von Monarchen und die mit seltenen Pflanzen gezierten Beete. Und die Augen und die Lippen des jungen Mädchens lächelten diesem Bilde entgegen und fanden das Leben angenehm in dieser lauen Luft.

Auch die zukünftige Schwiegermama sagte nichts; aber mit gerunzelter Stirne blickte sie nach rechts und nach links, um in den Gruppen der Spaziergänger, die langsam kamen und gingen, den ersehnten Bewerber zu erspähen.

Plötzlich, unfähig, ihre Aufregung zu bemeistern, flüsterte sie, indem sie ihre Tochter krampfhaft am Arme faßte:

„Da ist er!"

Ueberrascht fuhr Valentine aus ihrer süßen Träumerei empor:

„Wer denn?"

„Nun, Derjenige, den Du heirathen wirst! .... Dort, rechts! .... Der junge Mann, der uns so aufmerksam beobachtet! ...."

„Oh! Mama! .... Mama! ..."

Und das junge Mädchen begann zu lachen mit einem reizenden aufrichtigen Lachen, das sich von ihren schönen Lippen löste, krystallhell und perlend, wie da unten der Springbrunnen des Bassins.

IV.

Drei Monate später wurde Marcel Tonglon, hingerissen von dem heiteren Zauber Valentinens, ihr Gatte; aber selbst in den besten Herzen ist die menschliche Eitelkeit in dem Maße lächerlich, daß der glückliche Mann noch immer nach dem Namen der Fremdin forscht, die seine Verdienste so wohl zu schätzen gewußt hatte.

SLUB
Wir führen Wissen.